

Andreas Malessa

Die Predigt im Gottesdienst – ein intellektuelles Ritual?

I.1 Der Priester zelebriert

Alles, was Menschen von einer religiösen Kulthandlung erwarten, kommt ohne Predigt aus. Bei den alten Chinesen, den römischen Kaisern, den germanischen Stammesfürsten oder den heutigen Buddhisten wurden bzw. werden Orakel befragt. Bei den heutigen Naturvölkern werden die böse Geister besänftigt und gute Geister beschwört durch Fetische oder rituelle Symbolhandlungen. Im alten Judentum und im Islam wurden Tieropfer dargebracht, bei den Mayas, Azteken oder Kanaanäern sogar Menschenopfer zur Entlastung von kollektiver oder individueller Schuld. Bei allen Religionen gibt es Riten, mit deren Hilfe durch einen stellvertretenden Mittler Kontakt mit der Transzendenz geknüpft werden soll, durch Meditation, Ekstase, Fasten oder rituelles Essen.

Nichts von alledem braucht eine „Rede“. Vom Schamanen, vom Priester als „Brückenbauer“ zwischen Jenseits und Diesseits wird die korrekte, d.h. wirksame und erfolgreiche Durchführung heiliger Handlungen erwartet. Modern gesprochen: Die Bereitstellung eines „Erlebnisses“, die Vermittlung einer „Erfahrung“, das „Tremendum“. „Predigt“ wenn überhaupt heißt beim Priester: notwendige Erläuterungen für die Teilnehmer eines geheimnisvollen Geschehens. Fühlt der Teilnehmer einer Kulthandlung die Gottheit, „hilft“ ihm der Ritus zur Bewältigung seines Selbst, dann hat der Priester den Nachweis seiner „magischen“ Macht erbracht und ist vor seinem Publikum legitimiert, was meist schnell und unter Umständen noch während des Gottesdienstes geschieht.

I.2 Der Prophet deutet

Völlig anders dagegen ist der Prophet, der Seher: Er redet. Er analysiert die moralische und politische Situation seines Stammes oder Volkes, ruft Geschichte in Erinnerung, entwirft Zukunftsszenarien, mahnt, kritisiert, appelliert an den Verstand und das Gewissen seines Publikums. Er fordert die Einhaltung des alten oder die Einrichtung eines neuen Rechtes und Gesetzes im Alltag, ihm geht es um die Ethik, die Lage der Nation, um Krieg und Frieden, Besitz und Armut, Mann und Frau. Um Gott geht es ihm vorrangig in dessen Beziehung zur Welt.

Der Prophet hat keinen festgelegten und allseits bekannten heiligen Ort (Tempel, Schrein, Altar an Ahnengräbern etc.) zu dem die Menschen regelmäßig und freiwillig hinkommen, sondern er muss sich an wechselnden Orten des Alltags (Marktplatz, Waschstelle am Fluss, Stadttor) erst eine Zuhörschaft zusammenrufen. Durch die Art seines Auftritts, durch Symbolhandlungen (Joch tragen, Tonkrüge zerschlagen) und spektakuläre Tabubrüche (nackt herumlaufen, Hure heiraten) bis hin zu Komik und Satire (vgl. Jes. 44) sollen Zuhörer gebunden, soll ihre innere Zustimmung hervorgerufen, ihre Bußbereitschaft und Gottesfurcht stimuliert werden.

Predigt heißt beim Propheten: Ausrufung der Forderungen Gottes, Proklamation alter oder neuer Grundsätze, Appell zur Umkehr, Lebens- und Gesellschaftsveränderung. „Versteht“ und „befolgt“ der Zuhörer die Rede des Propheten, tritt politisch oder wirtschaftlich tatsächlich ein, was er ange droht oder herbeigefordert hat, dann hat der Prophet den Nachweis seiner göttlichen Beauftragung erbracht und ist vor seinem Publikum legitimiert, was nie sofort und unter Umständen erst nach dem Ableben aller Beteiligten geschieht.

Eine Vermischung dieser gegensätzlichen Funktionen von Priester und Propheten geht erstens zu Lasten des „Predigers“, er „kommt nicht an“, zweitens zu Lasten der Botschaft, das Mysterium wird entzaubert, der Bußruf wird weichgespült, und dadurch drittens zu Lasten des Hörers. Er will vom Priester geheilt werden, wird aber vom Propheten geschüttelt. Die Leute wollen Ritus und Priestertum, der Prediger aber will Rede und Prophetie. Die Leute wollen Amulett und Absolution, der Prediger will Seins- und Weltveränderung durch Glauben und Ethik. Der Ausweg aus diesem Dilemma war die Erfindung eines differenzierten Typs, den es aber erst seit 2.500 Jahren gibt:

1.3 Der Gesetzeslehrer lehrt

Der erste „Wortgottesdienst“, in dem nicht Tiere geopfert, sondern Worte gemacht wurden, fand bezeichnenderweise nicht im Tempel statt, sondern draußen und bei strömendem Regen auf einer eigens dafür konstruierten Tribüne mit Kanzel (s. Neh. 8,2-8). Im Jahre 458 v.Chr. ist der Urenkel des Priesters Hilkija, ein gewisser Esra aus Persien, mit dem „Gesetzesbuch“, also entweder Deuteronomium oder Pentateuch, unter dem Arm in Jerusalem angekommen, wo bereits die von Cyrus freigelassenen jüdischen Exilanten leben und jetzt „liest er ihnen die Leviten“, und zwar ca. 4 Stunden pro Vormittag. Das Gesetz ist in hebräisch, die Zuhörer sprechen aber aramä-

isch, also macht Esra auf der Bühne eine „meforasch“, was sowohl „Übersetzung“ als auch „angewandte Erklärung“ als auch schlicht „deutliche Aussprache“ bedeuten kann.

Interessanterweise wird Esra in Neh. 8,2 als „Priester“, in V. 4 als „Gesetzeskundiger“ bezeichnet und verhält sich in Neh. 13,23-28 wie ein Prophet, als er schimpfend und handgreiflich auf der Straße alle Mischehen zur Scheidung auffordert. In der Gestalt des Esra kündigt sich die Entwicklung der folgenden 600 Jahre an: Die Gegensätze Priester und Prophet, Ritus und Rede werden in der Gestalt des Gesetzeslehrers synthetisiert, denn in dem Maße, wie die Bedeutung der aufwendigen Schlachtopfer im Tempel abnimmt, nimmt die Bedeutung der Gesetzesverlesung und des Lehrgesprächs zu. „Wer den biblische Abschnitt über das Sündopfer studiert, der ist wie einer, der ein Sündopfer darbringt“ (Menahot 11a, babylonischer Talmud). Die Tat wird zum Gedanken, das Fleisch ward Wort. Der tatsächlich blutvolle, erfahrbare, physische religiöse Ritus wandert aus dem Bauch in den Kopf. Philo von Alexandrien (30 v.Chr. bis 45 n.Chr.) nennt die Synagoge „Schule“ und beschreibt den Gottesdienst als philosophischen Debattierclub: „An den Sabbaten sitzen die Leute in Ruhe und Ordnung gespitzten Ohres da und dürsten nach erquickenden Worten, wenn die erfahrensten Männer Belehrung erteilen über gute und nützliche Dinge, durch die das gesamte Leben veredelt werden kann.“ (Philo v.A. Einzelgesetze 2,62).

Predigt, d.h. im bereits griechisch beeinflussten Judentum des 1. Jh. Anhörung der Gesetze Gottes und Vermehrung von Wissen zwecks Veredelung des Lebens. Wird der Zuhörer immer klüger und verhält sich infolgedessen immer orthopraktischer und normkonformer, hat der Gesetzeslehrer den Nachweis seiner Weisheit erbracht und ist beim Publikum legitimiert, was nicht sofort, aber unter Umständen in überschaubaren Jahresfristen geschehen kann.

Vor diesem Hintergrund geschieht plötzlich etwas wirklich Neues:

I.4 Der Zeuge klagt an

Erst Petrus an Pfingsten, dann Stephanus vor dem Hohen Rat interpretieren Propheten- und Gesetzestexte als „in Jesus von Nazareth erfüllt“, sie behaupten, Jesus sei der Christus gewesen, der Gesandte Gottes, der Messias und klagen damit ihre Zuhörer an, Gottes wichtigste Botschaft ignoriert und das Gesetz halbblind gelesen zu haben. Außerdem, so die zweite Ungeheuerlichkeit, fegen sie den letzten Rest Opferritus und heilige Handlung im Tempel

vom Tisch, indem sie Jesus zum universalen stellvertretenden Opfer für alle Schuld der Menschen erklären.

Petrus und Stephanus laden als Priester zu einer Erlösung ein, die sich aber ohne magische Handlungen bereits vollzogen hat! Sie reden als Propheten, *nachdem* sich ihre Vorhersage bestätigt hat! Sie machen sich als Gesetzeslehrer über den Mosestext her, aber mit dem Ziel, ihn als erfüllt darzustellen, als autoritativ, aber nicht mehr als heilsnotwendig! Sie traten als „Zeugen der Anklage Gottes gegen sein Volk“ auf. Dass weder Stephanus noch Petrus im Bett gestorben sind, wundert niemanden. Predigt heißt zu jüdenchristlicher Frühzeit: Neu-Interpretation des Gesetzes und der synagogalen Praxis, Umdeutung aller bisherigen Tradition. Ihre Legitimation liefern die beiden gleich selbst mit: „Des sind wir Zeugen!“ Petrus und Stephanus berufen sich auf ihre Erfahrung mit dem Auferstandenen, was vom Publikum aber als Deutung, als subjektiv und eo ipso begründet nicht anerkannt wird.

1.5. Der Anwalt argumentiert

Es ist der gewiefte Ex-Pharisäer Paulus, der weiß, dass subjektive Empfindung noch kein objektives Argument ist, und der zwar in koketter Demut behauptet „unter Euch nichts zu wissen als Christus den Gekreuzigten“ (1 Kor. 2,2), der aber auf dem Areopag in Athen vor epikuräischen und stoischen Philosophen eine Menge weiß: z.B. wie man Toleranz und intellektuelle Redlichkeit der Athener – „einen Altar dem ungekannten Gott“ – als latente Gottsuche interpretieren und dann mit dem jüdischen Jahwe als Schöpfer beantworten kann (Apg. 17,23f.).

Paulus weiß auch, dass man den für Griechen inakzeptablen Begriff der „Gnade“ übersetzen muss mit „Gott hat über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen“ (Apg. 17,30) und dass es doch eigentlich ganz „vernünftig“ sei, an einen Weltenrichter namens Christus zu glauben, wenn der durch die Auferstehung bereits göttlich beglaubigt und inthronisiert ist (Apg. 17,31).

„Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1. Tim. 2,3f.). Hier gehören Erkenntnis und Erlösung ganz nah beieinander – der getaufte Ex-Gesetzeslehrer Paulus macht auf leisen Sohlen das Heils-Wissen zur Voraussetzung für die Heils-Erfahrung.

„Wie sollen sie den anrufen, an den sie nicht gläubig geworden sind und an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne einen, der predigt?“ (Röm. 10,14f.). Predigt heißt am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts: Apologetik und Katechese. „Erkennt“ der

Zuhörer Christus als den Messias Gottes und tut, was Paulus ihm rät, dann legitimiert jeder Bekehrte den göttlichen Auftrag des Predigers Paulus.

II.1 Frühmittelalter: Moralpredigt als Arznei

Anders als die Juden zeigten die frühen Heidenchristen wenig Interesse an Unterricht und Bildung. In Naherwartung der Wiederkunft Jesu galt Lesenlernen und weltliche Fähigkeiten-erwerben als heidnische Zeitverschwendung. Trotz des seit 345 kanonisierte Neuen Testaments bleibt das Christentum beim Volk eine weitgehend „mündlich tradierte Religion“, d.h. der Prediger ist Hüter der Überlieferung und der Gottesdienst eine Volksbildungsveranstaltung, die ihre Themen aus den biblischen Texten ableitet.

Papst Gregor der Große (540–606 n.Chr.) verfasst 590 eine „Pastoralregel“, die der Predigt in der Eucharistiefeier eine zweifache Aufgabe zuweist: „Glaubenslehre“, also katechetische Unterweisung, Grundwissenvermittlung für jedermann und „moralische Unterweisung“ für spezielle Hörergruppen. „Ein und dieselbe moralische Ermahnung eignet sich nicht für alle, da sie nicht im selben Stande sind.“ (Gregor 591). Zwischen Männern und Frauen, Verheirateten und Ledigen, Besitzenden und Leibeigenen, Gebildeten und Ungebildeten macht Gregor eine recht modern anmutende „Zielgruppen“-Unterscheidung.

Sechs Jahrhunderte später (!) erst bildet Dominikaner-Ordensgeneral Hubertus de Romanis 1263 eine speziell ausgebildete Mönchsgruppe, die „Ordo Praedicatorum“, denn „wie der Arzt kuriert der Prediger an den Seelen seiner Zuhörer Wollust, Zorn und Habgier, lindert die Pein des Gewissens und heilt die Wunden der Sünden“ (Hubertus de Romanis 1263). Predigt, d.h. für die wochenweise durch die Pfarreien Europas ziehenden Predigtmönche des Mittelalters: Zielgruppenspezifischer Beichtspiegel zur Hebung öffentlicher Moral und Vorbereitung auf die Teilnahme an der Eucharistie. Predigt und Beichte verhalten sie wie Ursache und Wirkung. Völlig erfolgsunabhängig ist der Prediger-Mönch legitimiert aufgrund seiner Sendung durch den Bischof.

II.2 Martin Luther: Predigt als Sakrament

Mit Luthers Einführung der Deutschen Messe und des deutschen Neuen Testaments sollen aus Priestern Prediger werden, denn „das größte und vornehmste Stück allen Gottesdienstes ist die Predigt und Lehre von Gottes Wort“ (Martin Luther, WA 19,78). Weil die evangelisch gewordenen Mön-

che und Priester das aber nicht können, verfasst Luther 1527 eine gedruckte Sammlung von Musterpredigten zu jedem Sonntag des Kirchenjahres bzw. zu besonderen Anlässen, denn aus leidvoller Erfahrung weiß er: „So kommt's schließlich dahin, dass jeder predigt, was er will und statt des Evangelium von blauen Enten gepredigt wird.“ (Martin Luther, WA 19,95).

Luther will statt blauer Enten drei Ziele in der Predigt erreicht sehen: Sie soll a) christliches Grundwissen lehren, also Katechese sein, denn „die gemeinen Leute sind unwissend und leben dahin wie die unvernünftigen Säue“; sie soll b) zum erlösenden Glauben führen, also „evangelistisch“, d.h. bezeugend sein; und sie soll c) zum christlichen Leben anleiten, d.h. prophetische Rede und /oder heilsame Moralpredigt sein. Im Punkt c sieht er gut reformatorisch allerdings kein selbständiges Ziel, sondern eins, das dem Glauben-Wecken nachgeordnet ist, denn niemand kommt durch Nachahmung Christi zum Heil“, wie Luther sagt.

Damit hat er den Propheten, den Gesetzeslehrern, den Zeugen und den Anwälten auf der Kanzel in eins gesetzt; hinuntergefallen ist nur der Priester. Rein theoretisch hat er den zwar im Grundsatz vom „Priestertum aller Gläubigen“, aber als prompt die „Schwärmer“ damit ernst machen, dass Stallknechte, Kutscher und Schuhmacher das Abendmahl verwalten, zuckt Luther zurück und schreibt in der Vorrede zur Deutschen Messe, er „habe nicht die Leute dazu“.

Einen Schamanen, einen Heiler und Gnadenvermittler wollen die Leute aber auch im 16. Jahrhundert immer noch und so sagt Luther in seiner Weihnachtspredigt schon 1519: „Alle Worte und Geschichten des Evangeliums sind gleichsam Sakramente, das heißt heilige Zeichen, durch welche Gott in den Gläubigen das bewirkt, was die Geschichten berichten. Wie die Taufe das Sakrament ist, durch das Gott den Menschen erneuert, wie die Lossprechung das Sakrament ist, durch das Gott die Sünden nachlässt, so sind auch die Worte Christi ein Sakrament, durch die unser Heil gewirkt wird.“ (Martin Luther, WA 9,440).

Na gut, sagen wir heute, für das „Wort“ als biblischen Text lassen wir das gelten, aber für das „Wort“ als mündliche menschliche Rede des Predigers? Hier unterscheidet Martin Luther nicht, und das ist das Besondere. Das heißt: Der Prediger ist wieder Priester, der Kreis schließt sich, denn beim Reden spendet er den Zuhörern ein Sakrament, ein Gnadenmittel, dessen Entgegennahme Heilsempfang bedeutet!

Zweihundert Jahre lutherische Orthodoxie lang, zweihundertundfünfzig Jahre Pietismus lang haben die Zuhörer das zwar verstanden, aber nicht verhindert, was Luther natürlich nicht wollte: Egal was der Prediger vorne sagt,

egal ob du wirklich tust, was er dir empfiehlt, allein das Anhören der Predigt ist schon Gnadenempfang.

Der sakramentale Charakter der Predigt, von Luther als Aufwertung und Autoritätssicherung der Heiligen Schrift gedacht, macht die Pfarrersprache zu einem „intellektuellen Ritual“, wertet sie im magischen Verständnis einer „wirksamen“ Kulthandlung auf („ohne Predigt ist ein Gottesdienst kein Gottesdienst!“), bricht ihr aber unter der Hand jede inhaltliche Spitze ab, neutralisiert ihre im thematischen Einzelfall erwünschte Wirkung von vornherein.

II.3 Pietismus: Die Predigt zur Bekehrung

Für die vom erstarrten Formalismus der lutherischen Orthodoxie enttäuschten Pietisten im Europa des 17. Jahrhunderts und die aus der schweizerisch-böhmischen Täufer- und englischen Puritanertradition geprägten Protestanten im Amerika des 18. Jahrhunderts, die sich in Hauskreisen und alternativen Gottesdiensten zu Bibellese, Gebet und Austausch von Glaubenserfahrungen treffen und „ekklesiola in ekklesia“ – das Kirchlein in der Kirche – sein wollen, besteht die Menschheit im wesentlichen aus drei Gruppen: Ungläubige – laue Namenschristen – wahre Gläubige.

Ungläubige erkennt man sofort (an ihrer Lebensweise), wahre Gläubige kennt man (die sind nämlich in der eigenen Gemeinschaft) – das Problem (und die Mehrheit) sind die „Lauen“, die nach außen hin zwar nicht gegen Recht und Sitte verstoßen und auch sonntags in die Kirche gehen, die aber mangels Entschiedenheit ihrer Christusnachfolge, mangels erkennbarer Intensität ihrer Frömmigkeit nicht wirklich „gerettet“ sind.

Will der von Martin Luther vom Allround-Mann stilisierte Prediger diese „retten“, stellt sich eine Frage: Hat der Mensch in geistlicher Dimension einen freien Willen oder nicht?

Für die calvinistischen englischen Puritaner, die 1620 mit der „Mayflower“, für die ev.-reformierten deutschen Mennoniten, die 1683 mit der „Concord“ in den Neuenglandkolonien ankamen, war klar: Der Glaube ist ein unverfügbares Geschenk Gottes, das er souverän den einen gibt und den anderen vorenthält; Bekehrungen sind ein Wunder, das Gott bei den ohnehin dafür „Prädestinierten“ bewirkt. Die Predigt soll den Hörer dazu bringen, seine Vorherbestimmung für das Heil zu erkennen und zu ergreifen.

Für die englischen Methodisten, schwedischen Lutheraner und deutschen Baptisten dagegen, die 100 Jahre später nach Nordamerika auswanderten, war klar: Der Glaube wird von Gott demjenigen geschenkt, der sich entschließt zu glauben. Er ist eine vernünftige Willensäußerung des Menschen

als Reaktion auf eine Empfindung oder Erfahrung der Liebe Gottes. Die Bekehrung ist ein Wunder, das Gott *allen* schenkt, die seine Zuwendung erleben. Aufgabe der Predigt ist es nun, diese „Empfindung“, diese „Erfahrung“ argumentativ und emotional-atmosphärisch herbeizuführen. Das heißt: Jeder Mensch ist frei, sein Leben in die Hand zu nehmen und ist fähig, es zu verbessern, es von Gott retten zu lassen durch eine persönliche Entscheidung für Taufe und Gemeindemitgliedschaft.

Interessanterweise wird ein kühler Jurist der emotionalste Erweckungsprediger Amerikas: Bei Charles Grandison Finney (1792–1875) bekehren sich in vierzig Jahren Predigtstätigkeit mehr als eine halbe Million Menschen. Finney glaubt an „Naturgesetze des Heiligen Geistes“, die – richtig angewendet – jeden Menschen zu einer Bekehrung und jeden Christen zu Geistestaufe und vollkommener Heiligkeit führen können.

Die Kirche, das ist Gottes Verhandlungssaal. Drin sitzen Leute, die des Unglaubens angeklagt sind. Der Prediger vertritt die Sache Gottes, holt Zeugen nach vorne, berichtet, wie sich ihr Leben verändert hat. Finney wandert plädierend zwischen den Stuhlreihen umher, um Sünder zu „überführen“. „Gesteht“ einer seine Gottvergessenheit, bringt Finney ihn nach vorne zur „Bußbank“, wiederholt laut, was der ihm beichtet, spricht dem Sünder Vergebung und Neuanfang zu und empfiehlt ihn den bereitstehenden Seelsorgern (alle erfolgreichen Kirchen der Welt arbeiten noch heute so).

Weil die Langzeit-Erfahrung zeigt, dass auch „wahre Gläubige“ in den Stand der „Lauen“ zurückfallen können, ist diese „Bekehrung“ beliebig wiederholbar, also nicht mit dem Sakrament der Taufe zu verwechseln. Aber: Unbewusst entwickeln sich nach der „Sakramentalisierung der Predigt“ im Luthertum nun die „Sakramentalisierung der Entscheidung“ im Pietismus. Das heißt: Die Gnade Gottes wird mir zuteil, *weil* ich „nach vorne gegangen bin“. Absolution und Segen gibt es als Folge meiner richtigen Entscheidung. Der „heiligste“ Moment eines Gottesdienstes oder einer Predigt-Veranstaltung ist der, wenn Bekehrte sich bekennen.

So wie für Katholiken eine Messe ohne Eucharistie keine Messe und für Lutheraner ein Gottesdienst ohne Predigt kein Gottesdienst ist, ist für Pietisten eine Predigt ohne wenigstens die Andeutung eines Bekehrungsangebotes keine Predigt. Ersetzt werden kann sie höchstens durch ein „Zeugnis“. Durch eine Bekehrung kann der Zuhörer aus dem gefürchteten harschen Propheten den ersehnten milden Priester machen. Erst trat mir der Prediger als Zeuge der Anklage gegenüber, jetzt ist er mein Anwalt, der mir Erlösung zuspricht.